

Was liegt am Dasein? Genügt es nicht, daß er war? Vermögen wir, die wir den Freund gleich einem Meteor durch unsere Träume gehen, in der unberührten Schönheit seiner Zwanzigerjahre dahinschwimmen sahen, ihn uns vorzustellen als langsam alternden Mann, der Leibeszülle ansetzt, Familienvater, Gemeinderath, Abgeordneter, Minister wird, „die Früchte seiner ehrenvollen Thätigkeit erntet“, endlich mit Ehrenzeichen überhäuft verschiedet und in einem mißlungenen Monument verehigt wird?

Und was wollen diese Zeilen? Erhoffe ich davon Ruhm für ihn? Ruhm für mich selber? Nein! Ich hoffe davon, ich will damit nichts anderes, als den hohen Idealen, die er geliebt, ein wenig Liebe erwerben, damit sie unsichtbar und unbewußt fortwirken und der großen Seele der Menschheit Nahrung geben mögen. Es scheint mir, als erfüllte ich in dieser Weise den geheimsten seiner Wünsche, den, der in ihm lebendig blieb, bis der letzte Strahl seines Geistes erlosch, den, dessen er gedacht haben mochte, als er mir, in einer jener Vorahnungen, deren ich heute nicht ohne Schauer gedenken kann, einmal schrieb: „Manchmal wird etwas durch den Tod unsterblich, was das Leben verschlungen und getödtet hätte.“

Die Secession.

(Zur Eröffnung der Herbstausstellung am 12. November 1898.)

Die Discussion dieser zweiten Ausstellung wird beherrscht sein: vom Streit über das neue Haus, vom Erstaunen vor den Werken der jungen Oesterreicher, die im März die Gäste vortreten ließen, jetzt aber zeigen, was sie selber sind, und von der Begeisterung für Anders Zorn, oder vielleicht auch vom Entsetzen vor ihm, das kann man noch nicht wissen, aber ruhig wird niemand bleiben: so gewaltig sind seine Werke, so ungeheuer sind sie.

Ueber das Haus des jungen Meisters Olbrich habe ich neulich*) schon meine Meinung gesagt. Die frechen Witze der Dummen, die ganz außer Rand und Band sind, bestärken sie mir nur. In Wien ist es ein Kennzeichen der großen Menschen und der großen Thaten, daß sie zuerst ausgelacht und gehaßt werden müssen. Olbrich soll nur nicht ungeduldig sein, er kann warten. Nach und nach werden sie es doch merken, daß hier endlich wieder einer ist, der die ewigen Gesetze der edlen Baukunst weiß, das Feuilletonistische verschmäht und einem reinen Gefühl eine reine Gestalt gegeben hat. Hier ist einer, der nicht um den Beifall der Leute fragt, sondern den Muth hat, sich selbst zu vertrauen. Hier können wir uns auf das ernste Wesen der Architektur besinnen, der strengsten von allen Künsten, und können vom G'schnas gefunden. Das werden sie nach und nach schon merken, er soll nur unverzagt bleiben. Doch davon ist schon die Rede gewesen. Ueber die junge österreichische Malerei aber, die nun die schönsten Beweise von sich gibt, soll ein anderes Mal gesprochen werden. Heute möchte ich den Schweden Anders Zorn betrachten und das Wesen seiner Werke auszudrücken mich bemühen. Dieses kann uns helfen, doch endlich verstehen zu lernen, was denn eigentlich, wenn man schon von dem Worte nicht lassen will, „secessionistisch“ ist. Und das wäre jetzt schon wirklich einmal an der Zeit.

Von Anders Zorn hat man vor drei Jahren im Künstlerhaus Radierungen sehen können. Sie befremdeten durch den Ungestüm ihrer in Sauss und Braus rabiaten Striche, die wie Hiebe von einer unbefehrblichen Furie, wie rauchende Schüsse, wie Blitze aus einer zornigen Wolke sind: die Dinge, die er durch seine Kunst bezwungen hat, scheinen immer sozusagen noch von seiner Attaque zu zittern, mit solcher Wuth wirft er sie hin. Wie ein Bandit fällt er sie aus dem Hinterhalte an, reißt sie ein, schleppt sie weg. Wir haben bei seinen Gemälden das Gefühl, bei einer Kauferei zu sein; es fliegen die Fexen herum. Man mag an Delacroix oder, besser noch, an Goya denken, die auch solche Wütheriche gewesen sind. Er läßt uns aber nicht nur seine Gewalt, sondern auch etwas wie eine wilde Angst spüren: die Angst, den Moment zu veräumen. Er ist wie ein Espada, der den Stier auf den ersten Streich fällen soll; es ist eine Schande, zwei Mal zu stoßen. Wie ein solcher Espada lauert Zorn den Erscheinungen auf, duckt sich, reizt sie, bis der Moment kommt. Dann springt er auf sie los und erlegt sie.

Sein Gefühl von den Dingen scheint zu sein, daß sie sich uns versagen, wenn wir sie nicht mit einem Ueberfall erwischen. Er sieht offenbar vieles, das er sich nicht deuten kann; die Erscheinungen stehen ihm fremd und unbegreiflich da. Aber dann hat er offenbar erlebt, daß sie in manchen Momenten plötzlich den Schleier fallen und uns, was wir niemals gesehen haben, erblicken lassen. Sie sind dann auf einmal ganz anders, so sind sie noch nie gewesen und wir wissen gleich gewiß, daß dies jetzt erst die Wahrheit ist. Aber es dauert nicht. Sie leuchten auf und schon ist wieder das Dunkel des gemeinen Lebens um sie und hüllt sie ein; schon ist ihr Wesen wieder verwunschener. Nur in Ekstasen geht uns der Sinn der Dinge auf; gleich lücht er wieder aus, gleich ist er wieder in den Schein der Welt versunken. So empfindet Zorn offenbar das Leben: als einen Aufenthalt im Finstern, in den Blitze der Schönheit fallen.

Nach diesen streckt er die Hände aus. Wie seltsam ist das, wie singular! Wie anders wirken die stillen und verklärten Zeichen von Knopff auf uns ein! Hier sind wir in einer anderen Welt: ihm scheint aus allen Gestalten unserer Erde eine ruhige Flamme zu strahlen, dieses ewige Licht im Innern aller Dinge zeigt er uns. Welch ein Contrast zwischen jener entsetzlichen Hast und dieser heiligen Ruhe! Wer ist nun von den beiden der „Secessionist“? Oder können es beide sein? Was ist es dann aber, das ihnen gemein ist?

Diese schraubenden und dampfenden Werke von Zorn, die ringen, einer Bewegung ihren größten Moment zu entreißen, befremden uns und bethören uns doch, sie lassen uns doch nicht aus. Gewiß muß er ein sehr singularer Mensch sein, der eine ganz singuläre Empfindung der Welt hat. Wenige Menschen werden mit ihm empfinden, daß die Dinge nur momentan ihr wahres Wesen aus dem Dunkel des Scheins auftauchen, aber sogleich wieder versinken lassen. Wir empfinden das Leben eher so, daß wir in der Jugend nur einen leisen Glanz vom Wesen haben, der aber dann später immer heller wird. Es dürften die gesünderen, zum Leben tüchtigeren, die glücklichen Menschen sein, die so fühlen. Wenn man die Werke nach der Weltanschauung, die ihre Künstler aussprechen, bestimmen würde, so würde keiner von den österreichischen Secessionisten in die Gruppe von Zorn kommen können. Was macht ihn dann aber zum „Secessionisten“? Dies ist es: er hat sein eigenes Gefühl des Lebens und er hat eine Form gefunden, die der notwendige, vollkommene und unabänderliche Ausdruck seines Gefühls ist. Das wollen wir allein: niemandem nachempfinden, sondern ein eigenes Gefühl und die Form haben, die wie eine natürliche Haut dieses Gefühls ist. Nur das allein ist, wenn man schon durchaus das alberne Wort haben will: „secessionistisch“. Man glaubt jetzt in Wien, daß es einen „secessionistischen Stil“ gibt. Mit Recht haben unsere jungen Künstler dagegen im „Ver Sacrum“ protestirt. Mit Recht beklagen sie sich, daß nun auf einmal alles, was man nicht gleich versteht, diesen Namen bekommt: „Hätte man einen grün und blau carriert angestrichenen Hund auf die Straße gejagt, alle die vielen, welche durch den Verschleiß bequemer Schlagworte eine Führerrolle zu spielen trachten, hätten mit volkstem Gleichmuth den Kaiser die Erklärung gegeben: einfach ein secessionistischer Hund!“ Mit Recht wollen sie sich das nicht mehr gefallen lassen. „Secessionistischer Stil — rufen sie aus — eine ungläubliche Wortverbindung! Wo secessionistische Bestrebungen zutage traten, bestanden sie immer in der Auflehnung gegen die Conventio, in dem Verlangen nach Individualität, in der Suche nach der „eingeborenen Form“ — im Gegensatz zur erlogenen, aufgepfropften, anderswoher genommenen Form. Und dieses ganze Streben: weg von der ausgeborgten Stilform!, sollte selbst wieder ein Stil genannt werden dürfen? ... Nein, es gibt keinen secessionistischen Stil, sondern es kommt nur heutzutage häufiger als in früheren Zeiten vor, daß es Künstler wagen, ihre eigene Sprache zu sprechen.“ Es war an der Zeit, dies endlich einmal zu sagen. Nein, es ist nicht „Secession“, mit ein paar neuen Formen zu spielen. Es ist nicht „Secession“, den alten Geschmack zu verblüffen. Es ist nicht „Secession“, um jeden Preis aus der Art zu schlagen. Dazu sind die Künstler nicht aus dem Geschäftshause der Genossenschaft weg, sondern sie sind weg in dem Gefühle, daß nur der ein Künstler ist, der das Leben auf seine Art empfinden und diese Empfindung in ihrer eigenen Form ausdrücken kann. Darum protestieren sie gegen die Phrase vom secessionistischen Stil. Darum zeigen sie uns jetzt Anders Zorn, einen so singulären Künstler, daß er unmaßhlich ist. Darum haben sie über die Thüre ihres Hauses mein Wort geschrieben: „Seine Welt zeige der Künstler: die Schönheit, die mit ihm geboren wird, die niemals noch war, die niemals mehr sein wird!“

Sermann Vahr.

Oesterreichisches Museum.

Wie die grauen Rebel an einem dieser Herbstmorgen haben sich die Wirrungen im Oesterreichischen Museum nach und nach zu theilen begonnen und sind nun so gut wie ganz geschwunden. Gerade noch im richtigen Augenblick. Die zweite vom Director Scala veranstaltete Winterausstellung steht vor der Thüre; sie soll Sonntag eröffnet werden. Nun erst, da es als sicher angesehen werden kann, daß die Direction siegreich trotz des Wiener Kunstgewerbevereines den Platz behauptet, wird dieser Ausstellung das volle Interesse entgegengebracht werden. Was man in ihr sehen will und von ihr erwartet, ist ja vor allem das Eine: daß sie Zeugnis ablege für ihren Veranstalter und damit — für ein Princip.

Dieses Princip, das in der Person des Hofrathes v. Scala verkörpert erscheint, ist — so sollte man meinen — zur Genüge gekennzeichnet worden. In unseren Blättern vor allem befaßte sich die Kritik gelegentlich der vorjährigen Ausstellung und später dann im April, als der „Fall Scala“, in der übrigen Allgemeinheit kaum noch gewürdigt wurde, auf das Umständlichste mit den Ideen der gegenwärtigen Museumsdirection, mit der Eigenart ihrer Leistungen

*) Siehe den Aufsatz „Meister Olbrich“ in Nr. 211 der „Zeit“.